

Anzeigen und Besprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **131 (2019)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Widmer-Dean, Markus; Bolliger, Rolf: Talgeschichte Rued. Die Geschichte der Ortschaften Schlossrued und Schmiedrued. – Gemeinden Schlossrued und Schmiedrued 2018. – 352 S., ill.

Maurer, Ursula: Hungerland. Armut und wirtschaftliche Not im Ruedertal um 1850. – Baden: Hier und Jetzt 2019 (Beiträge zur Aargauer Geschichte Bd. 19). – 160 S., ill.

Gleich zweimal wurde die Geschichte des Ruedertals in den vergangenen Monaten beleuchtet. Indem sie zwei sehr unterschiedliche Einblicke in die Geschichte ein und desselben Tals bieten, ergänzen sich die beiden Publikationen ausgezeichnet:

Ein Gesamtbild zeichnen Markus Widmer-Dean und Rolf Bolliger im Auftrag der beiden Ruedertaler Gemeinden in der neuen und gleichzeitig ersten umfassenden Talgeschichte Rued. In mehr als 20 thematischen Längsschnitten führen sie durch verschiedene Aspekte dieser Geschichte, welche quellenbedingt erst in der frühen Neuzeit deutliche Konturen erhält.

Nach zwei einführenden Blicken auf die geografischen Gegebenheiten sowie auf die Quellenlage wird die Siedlungsentwicklung der im 18. Jahrhundert zu nicht weniger als acht Ortsbürgergemeinden zusammengefassten Dorfteile sowie der bis dahin weitgehend unabhängigen Einzel- beziehungsweise Steckhöfe dargestellt. Danach folgt ein Gang durch die politische Entwicklung von der bernischen Gerichtsherrschaft zu den beiden modernen Gemeinden mit ihren wechselnden Herausforderungen. Mehrere Kapitel beleuchten danach die Entwicklung der öffentlichen Infrastruktur: den Strassenbau, die Gewässerregulierung, das Armenwesen, die Schule und die Post.

Nach einem Überblick über die Bevölkerungsgeschichte wird die Entwicklung der bernischen Herrschaft Rued dargestellt, welche 1516 in die Hände der Familie May gelangte und dort bis zum Ende des Ancien Régime 1798 verblieb. Nach deren Ende durch die napoleonische Besatzung gehörte das Ruedertal zu jenen Regionen des Aargaus, die sich im sogenannten Stecklikrieg der neuen Ordnung der Helvetischen Republik und damit auch den neuen nationalliberalen Eliten in Aarau widersetzen. Diese Verwicklungen, welche letztlich in den Kompromiss der Mediation mündeten, führte laut den Autoren auch im Ruedertal zu «Rissen in der Gesellschaft», zur Spaltung zwischen dem nationalliberalen und dem in dieser ländlichen Region dominierenden protestantisch-konservativen Lager.

Die letzten Längsschnitte sind den verschiedenen Gewerben im Ruedertal gewidmet, etwa der weit verbreiteten Tuch- und später der Bandweberei, sowie dem kirchlichen Leben. Neben dem Protestantismus bernischer Prägung mit seiner Chor-

gerichtsbarkeit in der frühen Neuzeit wird dabei auch auf die seit der Täuferbewegung der Reformationszeit im Ruedertal präsenten Freikirchen eingegangen.

Der Fokus im Rahmen eines Überblickswerks erfolgt zwangsläufig von oben, von den übergeordneten Strukturen her, wie sie durch die frühneuzeitliche Herrschaft, später die Kantons- und Gemeindeverwaltungen sowie durch die wirtschaftlichen Gegebenheiten bestimmt sind. So wird beispielsweise das Armenwesen vor allem unter dem Aspekt der behördlichen Kontrolle sowie der Finanzierung von Armenunterstützung bis hin zur misslungenen Einrichtung des ersten Armenhauses im Tal beleuchtet. Überhaupt nimmt die Bereitstellung und Entwicklung von öffentlicher und privater Infrastruktur sowie die Entwicklung einzelner Gewerbezweige breiten Raum in der Talgeschichte ein.

Daneben erhält die Leserschaft aber auch tiefere Einblicke in einzelne Episoden der Ruedertaler Vergangenheit, von miserabel ausgebildeten und gar prügelnden Lehrern bis zu sittlichen Vergehen, welche vor dem Chorgericht abgeurteilt wurden. Zusätzliche Einblicke ins Leben und in die Befindlichkeit von Ruedertalern liefern sechs teilweise standardisierte Interviews mit Persönlichkeiten, ausschliesslich Männern, aus Gemeindeleitung, Gewerbe und Kirche. Zahlreiche Abbildungen, Karten, Grafiken und Tabellen illustrieren das breit angelegte Werk.

In mehrfacher Hinsicht anders fokussiert die Untersuchung von Ursula Maurer: Während die «Talgeschichte Rued» bei allen Herausforderungen insgesamt eine Erfolgsgeschichte präsentiert, zeigt «Hungerland» in einer Momentaufnahme das Tal am Rand des Abgrunds. Dass die Hungerkrise der 1850er-Jahre im Ruedertal äusserst klar nachgezeichnet werden kann, ist dem Umstand zu verdanken, dass die Krise die beiden Einwohner- und vor allem die acht Ortsbürgergemeinden organisatorisch und finanziell derart überforderte, dass sie für mehrere Jahre unter kantonale Verwaltung gestellt werden mussten. Aus dieser Kantonsadministration sowie aus den Federn einer ebenfalls vom Kanton eingesetzten Armenkommission, der sogenannten Ruedertalkommission, resultierte ein Quellenkorpus, welches eine äusserst dichte, facettenreiche, vor allem aber auch beklemmende Rekonstruktion der damaligen Situation im Tal erlaubt.

Ursula Maurer kann dabei aufzeigen, wie diese Hungerkrise, die gemeinhin mit der Kartoffelfäule in Verbindung gebracht wird, sehr unterschiedliche Ursachen hatte. Im Ruedertal akzentuierte sie sich nicht zuletzt durch die auch in der Talgeschichte erwähnte unheilige Allianz von zu vielen kleinen Landwirtschaftsbetrieben und zu wenig lukrativem Textilhandwerk. Die Tuchweberei befand sich in den 1850er-Jahren ihrerseits in einer Strukturkrise und wurde vor der Verbreitung der Bandweberei im Ruedertal zusätzlich durch den Krimkrieg schwer getroffen. Laut Aussagen der kantonalen Aufsichtsbehörden war aber auch die Misswirtschaft in der überforderten Einwohner- und Ortsbürgergemeinden mitverantwortlich für das Desaster, das noch Mitte des 19. Jahrhunderts zu etlichen Hungertoten im Tal führte.

Die Hauptstärke des Buches ist zweifellos der scharfe Blick der Autorin auf die verschiedenen Akteure der damaligen Zeit, vom ebenso kompetenten wie hartnäckigen Kantonsadministratoren über den emphatischen Präsidenten der Ruedertalkommission, den Gemeindeammann und frühen Chronisten von Schlossrued im Dienst des ungleichen Schlossbesitzerehepaars, den bigott-engstirnigen Talpfarrer bis hin zu den erschütternden Schicksalen zahlreicher notleidender Bauernfamilien, Landarbeiterinnen, Heimweber und Kinderarbeiter. Dabei vereinen sich erschütternde Episoden und prägnante Porträts zu einem düsteren Gesamtbild, das von grosser Not, Misswirtschaft und enger sozialer Kontrolle zeugt, das aber bis zu ihrer allmählichen Überwindung auch zahlreiche Versuche erlebte, die Krise zu lindern: durch Reorganisation von Gemeinden und Armenfürsorge unter kantonaler Administration, durch Ergänzung der Armenunterstützung von Seiten Kanton und Schlossbesitzern, durch Versuche, das Textilgewerbe nach Ostschweizer Vorbild neu zu organisieren, und nicht zuletzt durch öffentliche Auswanderungsförderung.

Diese sorgfältige, vielschichtige und quellennahe Regionalstudie geht nicht nur unter die Haut, sie bildet zweifellos auch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der letzten grossen Hungerkrise in unserem Land und Kanton.

SEBASTIAN GRÜNINGER, BUCHS

Schölller, Bettina: Zeiten der Erinnerung. Muri und die Habsburger im Mittelalter, Murenser Monografien, Band 2. – Zürich: Chronos-Verlag 2018. – 192 S., ill.

Bettina Schöllers Untersuchung zum Kloster Muri folgt dem Zwiebel-Prinzip: Zeit-Schicht um Zeit-Schicht schält sie von den Gründungserzählungen ab, bis sie von der Gegenwart zu den Ursprüngen des Klosters im 11. Jahrhundert gelangt. Im Kern dieser Geschichte bleibt nicht viel: Die Quellenlage zur Gründung des Klosters ist dünn. Umdeutungen, Zutaten und Verlorenes haben im Lauf der Jahrhunderte die Anfänge verschüttet; daran kann auch akribische Forschung nichts ändern. Doch Schöllers Interesse gilt der Geschichte der vorhandenen Schriftquellen. Wichtigstes Dokument zur Klostergeschichte sind die Acta Murensia, auf deren Neuausgabe und erstmaligen Übersetzung von 2012 die Autorin aufbaut. Die Autorität von Akten erhielt das schmale Stiftsbüchlein, das nur in einer Abschrift aus der Zeit um 1400 vorliegt, erst im frühen 17. Jahrhundert, als Abt Singisen es zu einem gewichtigen, in Leder gebundenen Codex «aufmotzte». (Singisen selbst hätte das Herausputzen der alten Schrift durchaus als «ufmutzen» bezeichnen können.) Schölller versteht es, die Quellen im Kontext ihrer Zeit zu interpretieren. Sie untersucht die Absichten ihrer Autoren sowie spätere Umdeutungen. In den Schriften zur Klostergründung – Vorgriffe sind bei dieser umgekehrten Chronologie unumgänglich – widerspiegelt sich in erster Linie das Auf und Ab des Benediktinerkonvents. Aussergewöhnlich in der Geschichte Muris ist die lang andauernde Verbindung zur Stifterfamilie, den Habsburgern: Über sieben Generationen, vom 11. bis ins 13. Jahrhundert, war Muri habsburgische Grablege. Später blieb Muri in wechselnder Intensität wichtig für die

habsburgische Erinnerung; jüngstes Beispiel ist die 1970 eingerichtete Grabkapelle, wo zuletzt Kaiserin Zita Herz beigesetzt wurde.

In einer klaren Sprache führt Schöller durch die Geschichte des Klosters und gibt dabei auch eine Einführung in die Geschichte des Aargaus, die über weite Strecken eine Geschichte der Habsburger ist. Ausführungen zum Gebetsgedenken im Mittelalter, zur Klosterreform gegen Ende des 11. Jahrhunderts, aber auch ganz allgemein zum Gebrauch von Schriftstücken machen den Band über die Regionalgeschichte hinaus interessant. Der Titel – Zeiten der Erinnerung – ist etwas vage ausgefallen, stecken doch hinter jedem Rückgriff auf die habsburgischen Anfänge handfeste Interessen.

SARAH CASPERS, LENZBURG

Caprez, Nina Flurina: Bedrohungen in Friedenszeit. Muri-Gries – ein Schweizer Kloster in Südtirol nach dem Ersten Weltkrieg. Murensen Monografien, Band 3.– Zürich: Chronos-Verlag 2018. 300 S., ill.

Auf den ersten Blick hat die Freiburger Dissertation über das Kloster Muri-Gries in Südtirol wenig mit Aargauer Geschichte zu tun, auf den zweiten Blick schon. Die Arbeit ist einerseits Teil des Grossprojekts «Geschichte Kloster Muri» und beleuchtet andererseits die immer eng gewesenen Beziehungen des Priorats Gries mit dem Klosterstandort Sarnen und dem ehemaligen Herkunftsstandort Muri. Caprez fokussiert dabei auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, also den Übergang des Südtirols an Italien, ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte des Klosters. Der Konvent des am Standort aufgehobenen Klosters Muri hatte bekanntlich 1845 vom österreichischen Kaiser das Angebot erhalten, das alte, in der ehemaligen Grafenburg domizilierte Augustinerstift in Gries zu übernehmen. Ein Teil des Konvents zog denn auch rasch ins Südtirol. Sarnen blieb aber als Standort erhalten, da der Konvent dort die Führung des Gymnasiums übernommen hatte.

Caprez geht in sechs Kapiteln auf die spezifische Situation des Klosters im Übergang von Österreich-Ungarn an Italien ein. Zuerst analysiert sie die Folgen des Herrschaftswechsels für Verwaltung und Justizwesen und die damit verbundenen Folgen für das Kloster. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit den Herausforderungen der neuen Situation für die Klostersgemeinschaft, die sich nach wie vor zur Mehrheit aus Konventualen aus der Schweiz zusammensetzte. Ein dritter Teil setzt sich mit dem Beziehungsnetz der Mönche in Italien, Österreich und der Schweiz auseinander. Im vierten Kapitel sind Migration und Grenzen ein Thema, insbesondere auch in Bezug auf die Klosterschätze, das sogenannte Berggut, die während des Ersten Weltkriegs in Tirol in Sicherheit gebracht worden waren und nach dem Ende des Kriegs in die Schweiz überführt wurden. Im fünften Kapitel geht Caprez auf die Probleme des geteilten Konvents, die Diskussionen um Zusammenführung und Heimkehr und gar mögliche neue Standorte ein. Und im letzten Abschnitt analysiert sie die Klosterökonomie, die infolge des Krieges unter Druck gekommen war.

Als Fazit zeigt sie, dass die Klosterleitung nach 1918 vor grossen Herausforderungen stand. Der transnationale Charakter des Konvents verkomplizierte dabei die Situation. Im Vordergrund stand zuerst, das Kloster ohne Verluste durch die Unsicherheit der Nachkriegszeit zu steuern. Die Angst vor einer Ausweisung führte zwischenzeitlich zu Bemühungen um einen alternativen Standort. Die Finanzprobleme wurden mit unterschiedlichen Strategien angegangen, mit Krediten, Verkäufen, aber auch öffentlicher und privater Unterstützung. Die drohende Enteignung von Besitztümern führte zu einer Strategie der Veräusserung. Und der Konvent suchte auch externe Beratung vor allem im juristischen Bereich. Die Schweizer Herkunft entpuppte sich dabei eher als Vorteil gegenüber den ehemals österreichischen Klöstern in Südtirol.

Nina Caprez liefert mit ihrer Arbeit einen wertvollen Baustein zur Geschichte des Klosters Muri, das bis heute mit seinen Standorten in Bozen-Gries und Sarnen besteht. In Bezug auf den Standort Gries wäre eine Anschlussstudie wünschenswert, die die Zeit des italienischen Faschismus beleuchtet. Standort und Kontinuität des Klosters sind bis heute eine grosse Herausforderung, weniger in Bezug auf Gries, mehr auf Sarnen, das seinen ursprünglichen Zweck mit der Führung des Gymnasiums verloren hat.

Wiederkehr, Ruth: Lesen, schreiben, beten, heilen. Die Bibliothek des mittelalterlichen Klosters Hermetschwil (Murensia 6). – Zürich: Chronos-Verlag 2018. – 66 S., ill.

Als sechsten Band der kleinen Schriftenreihe des Projekts «Geschichte Kloster Muri» hat Ruth Wiederkehr eine Broschüre zur Bibliothek des Klosters Hermetschwil verfasst. Sie setzt sich dabei primär mit den bereits in ihrer Dissertation (Wiederkehr, Ruth: Das Hermetschwiler Gebetbuch. Studien zu deutschsprachiger Gebetbuchliteratur der Nord- und Zentralschweiz im Spätmittelalter. Berlin 2013) untersuchten Gebetbüchern des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit auseinander. Nach einer Einführung zu den Anfängen des Klosters, das schon früh von Muri nach Hermetschwil umgezogen war, führt sie in drei Abschnitten in die Spezifika der Gebetbuchliteratur ein. Zuerst geht sie auf die Bedeutung der Schreibstuben in den Frauenklöstern und der klosterübergreifenden Netzwerke ein. Sodann beschreibt sie die Gebetbücher im Detail und schliesslich geht sie auf das darin versteckte Alltagswissen ein.

Die Broschüre ist ein kleiner Baustein zur Kloster- und Frauengeschichte von Mittelalter und Früher Neuzeit und fügt sich ein in das grössere Umfeld der Erforschung der Geschichte des Klosters Muri.

Bosshard-Kälin, Susann: Im Fahr. Die Klosterfrauen erzählen aus ihrem Leben. – Baden: Hier und Jetzt 2018. – 300 S., ill.

Oral History ist im Trend. Überall erscheinen Bücher mit Lebensgeschichten von Frauen und Männern. Und es zeigt sich auch in diesem Buch wieder, dass sich

diese Form der Erzählung ausgezeichnet eignet, die Leserin, den Leser zu fesseln. Von den 20 Klosterfrauen im Fahr erzählten 17 ihre persönliche Geschichte, von der Kindheit über die Berufung bis zum aktuellen Leben im Kloster. Offene und berührende aber auch aufmüpfige und kritische Worte finden sich in den Lebensgeschichten. Nicht voyeuristisch, sondern mit Feingefühl und Offenheit begegnet die Autorin und Interviewerin Susann Bosshard-Kälin den Frauen. So entsteht ein farbiges und lebendiges Porträt einer Gemeinschaft, die für viele der Leserinnen und Leser unbekannt und geheimnisvoll, ja vielleicht gar unverständlich ist.

ANGELA DETTLING, SCHWYZ

Furter, Fabian: Die Hypi-Story. Vom landwirtschaftlichen Kredithaus zur digitalen Universalbank. Mit einem Vorwort von Doris Leuthard. – Baden: Hier und Jetzt 2019. – 151 S., ill.

«Bankgeschichte spiegelt zwangsläufig immer auch das grosse Weltgeschehen. Aber nicht nur das: Bankgeschichte ist Wirtschaftsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und sogar Technikgeschichte.» So lässt Fabian Furter Verena – über sie später mehr – das Buch einführen.

Diese Themenkreise stehen dann auch im Zentrum von «Die Hypi-Story». Die EDV-Strategie der Lenzburger Regionalbank erhält den gebührenden Raum. Hier wurde offenbar besonders klug gehandelt, indem sie die Informatik inhouse baute und auch damit gute Geschäfte tätigen konnte. Genauso klug wie die Anlage- und die Expansionspolitik.

Die Schweizer Grossbanken, aber auch kleinere Institute, kämpfen seit dem Chiasso-Skandal 1977 um ihr ramponiertes Image. Im Rahmen der Bankgeschichte ruft der Autor die Affären zusammenfassend in Erinnerung. Auf dieser Folie glänzt die Erfolgsgeschichte der Hypothekarbank Lenzburg mit ihrem vorsichtigen Auslandsengagement und auch dem Willen unabhängig zu bleiben, besonders hell.

Kenntnisreich werden die Geschichte der Bankbauten – besonders des Hauptsitzes in Lenzburg – verfolgt. Hier blitzen die Spezialkenntnisse des Autors auf. Sozialgeschichtliche Fragestellungen werden weniger gestellt. Wohl wurden Regungen einer Personalkommission oder der Gewerkschaften in den Fokus genommen. Hier werden Lohnfragen etwa oder das bankinterne Funktionieren aber kaum thematisiert.

Die 151 Seiten enthalten gut 80 Seiten Text. Das Buch ist also grosszügig illustriert: Altes Fotomaterial, vor allem aus dem Archiv der Bank, zweitens neun ganzseitige Zeichnungen von Joe Rohrer und Raphael Geschwind, welche die Gespräche einleiten, im Anhang die Fotostrecke «Die Hypi 2017» mit Innen- und Aussenaufnahmen der Bankgebäude und einigen Stimmungsbilder des Arbeitsalltages. Und schliesslich Verena: 1938 vom Luzerner Grafiker und Künstler Hans Erni geschaffen, nimmt sie die Lesenden auf die Zeitreise mit. Nicht etwas gar viele illustrative Elemente, fragt man sich. Doch die Teile fügen sich am Ende der Lektüre sorgfältig zu einem Ganzen.

Das Buch informiert auf knappem Raum präzise. Jedes Kapitel wird durch

einen Dialog von Zeitgenossen ergänzt: Hier blitzt immer wieder etwas Ironie auf. Ein Buch, nicht nur für Aktionäre und Bankspezialisten, warum nicht sogar für den Schulunterricht.

DIETER KUHN, WOHLÉN

Ort, Werner: Die Schülerrepublik im Schloss Reichenau. Ein pädagogisches Experiment. Hg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden. – Baden: Hier und Jetzt 2018. – 320 S., 23 Abb.

In Argovia 2013 durften wir auf die Zschokke-Biografie von Werner Ort hinweisen. Nun legt Ort nach. Im Fokus steht das bündnerische Seminar Reichenau (1793–1798). Heinrich Zschokke wurde im Herbst 1796 in diesem Institut Lehrer, ab Anfang 1797 auch Direktor und Miteigentümer.

Zschokkes Weg nach Reichenau ist einer Episode geschuldet: Er wanderte kreuz und quer durch die Schweiz und gelangte im August 1796 über den Oberalppass und das Vorderrheintal nach Chur. Sein Gepäck, das er dorthin geschickt hatte, war nicht eingetroffen. So konnte er nicht sofort weiterreisen und machte einen Ausflug nach Reichenau.

Um die grosse Leistung von Werner Ort zu würdigen, ist vorab ein Wort zur Literatur und Quellenlage fällig. Eine eigenständige Schrift über die Privatschule existierte bisher noch nicht und die bisherigen Beschreibungen stützten sich hauptsächlich auf den Nachlass des Mitbesitzers von Reichenau, Johann Baptista von Tschärner (1751–1835). Obwohl nicht vollständig erhalten und nur teilweise objektiv, bilden diese Quellen auch das Rückgrat dieser Studie. Leider liessen sich nur wenige weitere verstreute Dokumente finden. Darum, so der Autor, «müssen [wir] uns aber stets bewusst werden, dass uns für wichtige Sachverhalte kaum gesicherte und eindeutige Dokumente vorliegen». Weiter Ort: «Ich werde mich eng an die Fakten halten und nach Möglichkeit die Quellen sprechen lassen, um dem Buch die notwendige Glaubwürdigkeit und Authentizität zu verleihen.» Damit ist auch schon viel über die Art des Buches angedeutet.

Die Helvetische Gesellschaft hat sich seit ihrer Gründung 1762 der Förderung des Bürgersinns unter jungen *Schweizern* gewidmet. So konnte im Mai 1766 Pfarrer Martin Planta in diesem Kreis über eine Privatschule im Schloss Haldenstein berichten. Schon hier, wie auch später in Reichenau, war die zerrissene politische und gesellschaftliche Landschaft im Freistaat der Drei Bünde der Existenz einer aufklärerischen Schule nicht dienlich, ja war mit ein Grund, dass sie liquidiert werden musste.

Werner Ort berichtet detailliert über die Arbeit und die pädagogischen Konzepte der Lehrer unter der Leitung von Johann Peter Nesemann (1724–1802). Wie Zschokke ein Magdeburger, wirkte er seit 1751 in Bünden und gilt heute als der Wegbereiter der Bündner Kantonsschule. Die Reichenauer Hauslehrer waren in ein europaweites aufklärerisches Netzwerk eingebunden. So fand als harmloser Südfrenzoise – mit Namen Chabos – getarnt der spätere König von Frankreich, Louis-

Philippe I., im Haus von November 1793 bis Juni 1794 Zuflucht und amtierte als Lehrer für Französisch.

Der «umfassendste und authentischste [Quellen-]Bestand, den wir von den Schülern besitzen» betrifft das an die antike römische Republik angelehnte Schülertribunal, das Ort auch zum Buchtitel veranlasste. Es sind unvollständige Protokolle von Januar 1797 bis Januar 1798 vorhanden. Die maximal 36 Schüler von 9 bis 20 Jahren sorgten eigenständig mit diesem Organ für die Einhaltung der Ordnung in Haus und Garten, weiter die Anwesenheit beim Gebet. Wenn die Zeit reichte, wurden politische und historische Fragen erörtert. Gelegentlich brachte sich ein Lehrer ein, wegen Störungen durch Lärm oder Schabernack.

Ort ermittelt auch ein konkretes Zeitbild Bündens aus der Perspektive des Hauses am Zusammenfluss von Vorder- und Hinterrhein. Erfahren wir mehr über Heinrich Zschokke als im Kapitel «Schulleiter in Graubünden» (Ort, Zschokke, 2013)? Wenig, aber wir sehen ihn an der Arbeit. Trotz wenig Aussichten auf ökonomischen Erfolg, kämpfte er für seine Ideale und dürfte auch viele Erfahrungen für seine spätere Tätigkeiten gesammelt haben. 1798 geriet Zschokke in den Ruch eines frankophilen Revolutionärs, es wurde ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt. Mit nur einem Koffer konnte er sein Leben retten. Nesemann und Tschärner erging es nicht besser.

Die «Schülerrepublik» liest sich nicht leicht, aber an vorhelvetischen Zeit interessierten Historikern, Pädagogen und an der Geschichte Graubündens Interessierten bietet es eine anregende, vielfältige Lektüre.

DIETER KUHN, WOHLÉN

Aargauer Kuratorium (Hg.): Sauerstoff für Kunst und Kultur. 50 Jahre Kultugesetz und Kuratorium im Aargau.– Baden: Hier und Jetzt 2019. – 240 S., ill.

Die Jubiläumspublikation zu 50 Jahren Aargauer Kultugesetz und Kuratorium ist als Sammelband angelegt und präsentiert sich im blauen textilen Einband. Zu Wort kommen Kennerinnen und Kenner der aargauischen Kulturszene- und Kulturförderungslandschaft. Dabei handelt es sich um (ehemalige) Mitglieder des Kuratoriums, der Politik sowie Kulturschaffende selbst. Die Vielzahl an Personen, die in den dreiteilig aufgebauten Hauptkapiteln über «Vergangenheit», «Gegenwart» und «Zukunft» dieser Institutionen sinnieren, sowie die Darstellungsweise mit unterschiedlichen Layoutformen schaffen ein vielschichtiges Bild des Aargauer Kuratoriums.

Das Jubiläum, das stolz und in vielen Bereichen geradezu euphorisch begangen wird, wird hier aber auch zur Reflexion genutzt. Aus der Innenperspektive will es auf «unaufgeregte» und «zurückhaltende» Weise gefeiert werden, mit einem «gewissen Understatement», wie es dem Kuratorium angemessen erschien. Als Ziel wird nicht nur eine Beschäftigung mit der eigenen Organisation ausgemacht, sondern es soll der Frage nach der Notwendigkeit und dem Zweck öffentlicher Kulturförderung nachgegangen werden (zit. aus Beitrag Erismann). Andererseits soll auch den unzähligen ehrenamtlich geleisteten Arbeitsstunden von Kuratoriumsmitgliedern eine Reverenz

erwiesen werden. Durch diese Intentionen präsentiert sich diese Jubiläumsschrift als positiv gehaltener Rückblick mit durchaus historisch-kritischem Hintergrund.

Die ersten Hauptartikel des Kuratoriumspräsidenten Rolf Keller und des Historikers Roger Sidler, unterbrochen von einem Bildinsert vor allem von umstrittenen Projekten, beleuchten die wechselhafte Geschichte des Kuratoriums und der Umsetzung des Kultugesetzes bis zur Gegenwart. Erzählt wird hier die Geschichte eines engagierten Gremiums, das nicht nur von Beginn an dem dauernden Rechtfertigungsdruck sowohl von der politischen Seite als auch von der Öffentlichkeit ausgesetzt war, sondern sich auch einer Arbeitsflut von steigenden Gesuchen und permanentem personellem Ressourcenmangel gegenüber sah. Auch im interkantonalen Vergleich lagerte der Kanton Aargau auf diese Weise einen Grossteil der Kulturförderung kostengünstig an das ehrenamtliche Gremium aus. Zudem war der Spielraum der individuellen Förderung stets stark eingeschränkt durch die vorgegebenen institutionengebundenen Beiträge. Nach einer kurzen Erholungsphase Ende der 1980er- und zu Beginn der 1990er-Jahre, die dem Kuratorium personelle Ressourcen und mehr Mittel bescherten, kämpften seine Mitglieder erneut gegen den Spardruck, der bis heute anhält. Dieser Umstand wird von vielen Einzelstimmen im Buch bemängelt. Mit dem neuen Kultugesetz 2009 wurde die zu fördernde Zielgruppe stärker abgegrenzt und enggeführt, was sich 2010 auch am revidierten Leitbild des Kuratoriums manifestierte: Kunst in sämtlichen Sparten sollte gefördert, das immaterielle Kulturerbe bewahrt und Kunstschaffenden Weiterbildungen ermöglicht werden. Die Bedeutung der Kultur für den Menschen stand nicht mehr im Zentrum und Erwachsenenbildung zählte, wie bereits lange gefordert, nicht mehr zum förderungswürdigen Kreis. Deutlich wird auch, dass die aktuell bestehende Leuchturmpolitik vom Kuratorium offenbar nicht nur mit Begeisterung übernommen wurde, weil eine Privilegierung gegenüber der Individualförderung befürchtet wurde.

Die Abschnitte der Gegenwart bieten mit den Beiträgen von Daniele Muscivico, Christa Baumberger, Hannes Gut, Tom Hellat und Steffi Kessler einen durch die Autorinnen und Autoren geprägten Überblick über das reiche Kulturschaffen im Aargau im Bereich von Theater, Literatur, bildender Kunst und Musik. Diese Texte werden abgerundet durch die einzelnen, farbig unterlegten Voten von Kulturschaffenden und Personen aus dem Kulturbereich, deren Lob und Dankbarkeit das Buch zur Festschrift machen. Reiche Bebilderung von Ateliers, Covers von Tätigkeitsberichten u. a. lockern diesen Abschnitt zusätzlich auf und verleihen der «Gegenwart» im Vergleich zur «Vergangenheit» und «Zukunft» lebendige Farbigkeit.

«Zukunft» schliesslich wird durch einen literarischen Text von Michel Mettler dargestellt. Im fiktiven «Fall Kneubühler» prüft ein Roboter die Gesuche nach detaillierten Kriterien. Die Vereinnahmung auch der Kunst durch Digitalisierung scheint zwar eine logische Schlussfolgerung allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen zu sein. Dass aber nicht nur das Kulturschaffen, sondern auch die Beurteilung förderungswürdiger Kunst auf standardisierte, digital auszuwertende Prozesse zurück-

zuführen sein wird, darf als Utopie gelten. Die reale Zukunft wird kantonale Kulturförderungen durch weit mehr als die Digitalisierung herausfordern.

Ebenfalls erwähnenswert sind die nützlichen Übersichten, die im Anhang und zu Beginn des Buchs geboten werden. Nicht nur erhält man Einsicht in die für Kultur ausgegebenen Mittel und in die wichtigen Ereignisse der Kulturpolitik, es sind auch diejenigen Kulturschaffenden namentlich vermerkt, die in den vergangenen 50 Jahren eine Individualförderung vom Kuratorium erhalten haben. Die Darstellung zu der Zahl der bearbeiteten und bewilligten Gesuche beginnt erst 1980 und zeigt um 2000 einen Anstieg, dessen Erläuterung fehlt (wobei man die Vermutung haben muss, dass sich die Art der statistischen Erhebung hier änderte).

Dem Buch kommt das Verdienst zu, erstmals einen fundierten Überblick zur Entwicklung von Kultugesetz und Kuratorium geleistet zu haben. Zu ergänzen wären allenfalls kritische Stimmen der Kunstschaffenden zum Förderungssystem oder eine externe Analyse zur Konstellation und Organisation des Aargauer Kuratoriums etwa im interkantonalen Vergleich. Nachteile kommen im kurzen Votum von Hans-Ulrich Glarner zur Sprache. Die betonte Losgelöstheit des Kuratoriums von der Politik, seine Tätigkeit auf einer rein fachlichen Ebene – diese Kritik wird bereits 1978 in der Theaterzeitung «Brülle Aargau» geäußert – habe «die Kulturpolitik im demokratischen Diskurs marginalisiert». Glarner ortet hier den Grund dafür, dass im viertgrössten Kanton der Schweiz die Pro-Kopf-Ausgaben für Kultur fast das Schlusslicht der Kantone bilden. Das Ziel, über Sinn und Zweck von Kulturförderung nachzudenken, erfüllt das Buch mitunter durch diesen Beitrag. Besonders angenehm ist die Rhythmisierung der Beiträge, der Wechsel von Bild und Text. Die Gestaltung insgesamt und die flüssig geschriebenen Texte machen das Buch sehr gut lesbar.

ANNINA SANDMEIER-WALT, RUTH WIEDERKEHR

Museum Aargau (Hg.): Von birn und mandelkern. Kochen nach mittelalterlichen Rezepten. – Baden: Hier und Jetzt 2019. – 160 S., ill.

«Von birn und mandelkern» vereinigt alle Erkenntnisse und Erfahrung, die beim Kochen mittelalterlicher Speisen in den vergangenen 25 Jahren auf Schloss Lenzburg gewonnen wurden. Dabei setzte die heute Museum Aargau genannte Institution von Anfang an auf Partizipation – vom Kochteam über die Freiwilligen und essenden Besucher bis zur wissenschaftlichen fundierten Geschichtsvermittlung. Der Fokus liegt auf Süd- und Westeuropa im Hoch- und Spätmittelalter. Das gut lesbare Buch richtet sich an ein breites Publikum: Mittelalterinteressierte, Kochfreunde und Schulen.

Es vereinigt Beiträge von 13 Autorinnen und Autoren, kombiniert mit schön komponierten Fotografien, und beginnt mit Hinweisen zum Kochen über offenem Feuer sowie zur Ausstattung mittelalterlicher Küchen. Darin wird angewandte Alltagsgeschichte ebenso greifbar wie in der anschliessenden Lebensmittelkunde, die von Fisch über Gewürze, Bier, Honig und Nüssen bis zu Zitrusfrüchten reicht. Be-

sonders erhellend ist die Geschichte der Teigwaren, die autark in China und im Nahen Osten erfunden wurden. Der erste eindeutige Hinweis auf Pasta im europäischen Mittelalter datiert von Mitte des 12. Jahrhunderts auf Sizilien. Abgesehen von der quellenbasierten Vorgehensweise zeichnet sich das Buch aus durch Forschungsnähe, beispielsweise wenn im Abschnitt über Fleisch und Geflügel Tierknochen- und Pflanzenfunde aus archäologischen Untersuchungen im Aargau so kombiniert werden, dass damit die hoch- und spätmittelalterliche Landwirtschaft und Ernährung rekonstruiert werden kann.

Herzstück des Buches sind 36 farbig bebilderte Rezepte, die aus Sammlungen aus der Schweiz, England, Deutschland, Italien und Frankreich aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stammen. Alle Gerichte können sowohl über dem Feuer als auch in der modernen Küche zubereitet werden. Typisch ist eine Anleitung aus dem um 1350 verfassten, deutschsprachigen «Buoch von guoter Spise»: Die kräftige Fleischpastete aus Kraut und Rüben – im Original «Heidenischer Kuoehen» – enthält Zwiebeln, Lauch, Karotten, Sellerie, Wirz, Rindfleisch, Speck und – besonders wichtig – drei Äpfel. Vor dem Backen werden diese Zutaten der Füllung mit verschiedenen Gewürzen zwei bis drei Stunden geköchelt. Deutlich weniger aufwendig ist der «Frittierte Spinat» aus dem englischen «Forme of Cury», bei dem die feinen Blätter mit gehackten Sultaninen und Datteln im Bierteig ausgebacken werden. Datteln und Sultaninen im England des späten 14. Jahrhunderts? Schnell nachgeschlagen unter dem Stichwort «Südfrüchte» der Warenkunde!

PATRICK ZEHNDER, BIRMENSTORF

Fischer, Michael: Atomfieber. Eine Geschichte der Atomenergie in der Schweiz. – Baden: Hier und Jetzt 2019. – 398 S., ill.

Der studierte Philosoph und Historiker Fischer gliedert die fast 400 Seiten in sechs Kapitel. Obwohl das «Atomwaffenprogramm der Schweizer Armee» «nichts anderes als ein Papiertiger war, der nur in den Köpfen einiger weniger Militärs existierte», löst dieses erste Kapitel den Titel des Buches exemplarisch ein. Der Autor schildert hier anschaulich das internationale Umfeld des Kalten Krieges und stellt die wenigen Schweizer Hauptakteure für eine «totale Landesverteidigung» vor. Zu einer so verstandenen militärischen Abwehr gehörte nicht nur das Anstreben einer atomaren Bewaffnung, sondern auch das Erstellen von Schutzräumen für alle.

Im Frühjahr 1958 wandte sich die Anti-Atombewegung gegen die Forderung von Offizieren nach eigenen Atomwaffen. Daraufhin verfasste der Bundesrat Paul Chaudet eine am 11. Juli 1958 in allen Schweizer Zeitungen publizierte Presseerklärung: «In Übereinstimmung mit unserer jahrhundertealten Tradition der Wehrhaftigkeit ist der Bundesrat deshalb der Ansicht, dass der Armee zur Bewahrung unserer Unabhängigkeit und zum Schutze unserer Neutralität die wirksamsten Waffen gegeben werden müssen. Dazu gehören die Atomwaffen.» Dieses Statement löste auch heftige Reaktionen im Ausland aus, insbesondere der UdSSR und den USA.

Letztere machten darauf aufmerksam, dass es der Schweiz kaum gelingen werde, Atomwaffen im Ausland zu kaufen. Im Dezember 1958 erteilte der Bundesrat dem EMD in einem geheimen Beschluss den Auftrag, die Beschaffung von Atomwaffen abzuklären. Hinter den Kulissen, so auch im Bundesrat, und in der Schweizer Zivilgesellschaft wurde über Jahre gerungen. Hauptgrund, warum die Realisierbarkeit nie in Griffnähe kam, war, dass die Schweizer Armee den nuklearen Rohstoff nicht beschaffen konnte. Erst kurz vor dem Ende des Kalten Krieges, im November 1988, löste Bundesrat Arnold Koller den Arbeitsausschuss für Atomfragen auf. Die Schweizer Atomwaffe war gestorben.

Ähnlich relevant für die Zeitgeschichte wie das erste Kapitel scheint mir das zweite, über den «Traum vom eigenen Reaktor», und das letzte über die Entsorgung der radioaktiven Abfälle mit dem Titel «Strahlendes Erbe». Die Sorglosigkeit gegenüber der Natur und den kommenden Generationen schockiert den Leser: Bis 1982 wurde nämlich der Atommüll in den Weltmeeren versenkt. In den folgenden Jahren wurde versucht, den atomaren Abfall zu exportieren – erfolglos wie auch die Suche nach Endlagern in der Schweiz.

Die Kapitel «Widerstand gegen die Atomkraft», «Tschernobyl 1986» und «Fukushima 2011» erinnern gar an eine Zeitlektüre. Für informierte (ältere) Zeitgenossen bringen sie wenig Neuigkeiten und zu wenig analytische Tiefe. Und noch eine formale Anmerkung: Die interessanten «Bilddokumente 1945–2017» sind dem Lauftext nachgestellt. An der richtigen Textstelle eingefügt, würden sie noch mehr Wirkung entfalten.

Heute mehren sich die Stimmen, dass wir ohne neue Atomkraftwerke unseren künftigen Energiebedarf nicht werden decken können. Das Buch «Atomfieber» könnte mit der Erinnerung an die jüngste Geschichte eine wichtige Funktion bekommen.

DIETER KUHN, WOHLÉN

Kuhn, Eva: 100 Jahre Gemeinnützige Frauen Baden. Hg. vom Gemeinnützigen Frauenverein SGF Baden. – Wettingen: eFeF-Verlag 2017. – 135 S., ill.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts bildeten sich in der Schweiz Hunderte von lokalen Frauenvereinen, die sich wohltätig engagierten. 1888 schloss sich der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein (SGF) als erster auf überregionaler Ebene zusammen mit den ersten Sektionen Aarau und Zürich. 1917 fand die Jahresversammlung des SGF Schweiz in Baden statt. Sie gab den Anstoss zur Gründung des SGF Baden. In der Chronik «100 Jahre Gemeinnützige Frauen Baden» zeichnet die Autorin Eva Kuhn die 100-jährige Entwicklung des SGF Baden nach. Hauptziele des SGF war die Fürsorge für Bedürftige und die Ausbildung der Frauen. Die Gründerfrauen kamen alle aus dem bildungspolitischen Mittelstand, eine berufliche Tätigkeit für bürgerliche Frauen kam nicht in Frage und ein soziales Engagement bedeutete eine Möglichkeit der Betätigung ausser Haus. Über ihre Ehegatten hatten sie Zugang zu Behörden und Institutionen. Die Chronik belegt sowohl ihren Pioniergeist und

ihr unternehmerisches Denken und Handeln. In den Statuten 1917 des SGF Baden heisst es zum Vereinszweck: «... ein Verein von Frauen und Töchtern, welcher bezweckt, diejenigen gemeinnützigen Bestrebungen zu unterstützen, anzuregen und durchzuführen, welche im besonderen Wirkungskreis der Frau liegen und deren geistige, sittliche, ökonomische und soziale Hebung zum Ziele haben». Zu Beginn des 21. Jahrhunderts galt dann: «... befasst sich mit gemeinnützigen Bestrebungen und Werken in erster Linie zum Wohle der lokalen Bevölkerung».

Eva Kuhn legt eine gut strukturierte Chronik vor, die flüssig geschrieben ist. Inspiriert wurde die Herausgabe des Buchs durch den Fund des Archivs des SGF Baden aus der Gründerzeit. Mit viel Bildmaterial, Originalzitate und Hinweisen auf das politische und gesellschaftliche Umfeld gelingt es der Autorin, das Handlungsfeld des SGF und seine Handlungsweise darin anschaulich darzustellen. Die Chronik widmet jedem Jahrzehnt ein Kapitel mit einem programmatischen Titel und einem Schlaglicht auf die wichtigsten politischen und gesellschaftlichen Ereignisse des Jahrzehnts. Im Anhang ist die Liste der Präsidentinnen und eine Infografik zur Chronologie der Aktivitäten des SGF Baden zu finden. In den Anfangsjahren lag der Schwerpunkt der Aktivitäten auf der Durchführung von hauswirtschaftlichen Kursen, der Stellenvermittlung für Dienstboten (später Hausangestellten), der Prämierung treuer Dienstboten, dem Ausflug mit diplomierten Dienstboten und sowie der Organisation von Heimarbeit. Während eines der ersten Projekte, eine Kinderkrippe, bereits nach einem Jahr wegen mangelnder Nachfrage wieder geschlossen wurde, gibt es die Brockenstube heute noch. Aufgrund eines Bundesbeschlusses, dass getragene Kleider nur von einer amtlichen Stelle verkauft werden durften, ersuchte die Stadt den Vorstand, eine solche zu gründen. Jahr für Jahr wurden aus dem Erlös gemeinnützige Organisationen in der Region damit unterstützt. In der Krisenzeit der 1930er-Jahre gab der SGF den Anstoss für eine Suppenküche, die von vielen Vereinen unterstützt wurde und über die Wintermonate für Bedürftige eine warme Mahlzeit abgab. 1935 gründete der SGF eine Ferienhilfe für überarbeitete Mütter, alleinstehende Frauen und Mädchen. Während im Lauf der folgenden Jahrzehnte Aufgaben wie die Berufsberatung für Mädchen oder die Säuglingspflegekurse von staatlicher Seite übernommen wurden, wandte sich der SGF einer neuen sozialen Aufgabe zu, der Betreuung der älter werdenden Bevölkerung. Mit einem Kaffeenachmittag für Frauen, einer Haushaltshilfe für Betagte, und der Führung des Cafés im Alterszentrum Kehl schuf der SGF eine Begegnungsstätte und eine wertvolle Unterstützung.

Mit dem Erwerb und Betrieb des alkoholfreien Restaurants «Sonnenblick» an der Haselstrasse startete 1927 eine grosse, über Jahrzehnte erfolgreiche Unternehmung. Nachdem das Restaurant in den 1960er-Jahren aber defizitär wurde, wurde es noch einmal renoviert und wieder eröffnet, bis es nach 45 Jahren geschlossen und in Büros und Wohnungen umgebaut wurde. Nachdem in den 2010er-Jahren der SGF selber in die Krise kam und kurz vor der Auflösung stand, fand sich ein neuer Vorstand, der die Projekte des SGF weiterführte. Nach einem erneuten Umbau des «Sonnenblicks»

konnte 2015 das Familienzentrum Karussell als Mieter einziehen. Im Familienzentrum der Region Baden finden nun die Mütter- und Väterberatung, Deutschkurse für Familienfrauen, Spielgruppen und Elternbildungsangebote statt. Mit der Eröffnung des Cafés «Kardamom» schliesst sich der Kreis zum alkoholfreien «Sonnenblick». Das Buch macht mit der Geschichte des SGF Baden ein weiteres Stück gelebte Frauengeschichte öffentlich, die nun weitergegeben, gewürdigt und erinnert werden kann.

ANDREA VOELLMIN, BADEN

Marti, Madeleine; Rufli, Corinne: «Wehrt Euch, bevor ihr fustriert und hässig seid». Das Frauenzentrum Baden 1981–1996. – Wettingen: eFeF-Verlag 2018. – 107 S., ill.

Von 1981 bis 1996 gab es in Baden ein Frauenzentrum. Im Kontext der neuen Frauenbewegung entstanden verschiedene Frauenorganisationen und -aktionen. So entstanden in den 1980er-Jahren in der Deutschschweiz Frauenzentren in Zürich, Basel, St. Gallen, Schaffhausen, Luzern, Bern, Olten – und Baden. 20 Jahre nach der Schliessung des Frauenzentrums Baden haben einige der damals aktiven Frauen beschlossen, eine Publikation zum Frauenzentrum Baden herauszugeben. Dafür sammelten sie die Dokumente zum Frauenzentrum von ehemaligen aktiven Frauen, ordneten sie und übergaben sie schliesslich dem Schweizerischen Sozialarchiv. Ziel war es, den Anteil des Frauenzentrums am Kampf um Gleichberechtigung und seine weiteren Aktivitäten zu dokumentieren und damit auch der Geschichtsschreibung einzuschreiben. Madeleine Marti zeichnet im ersten Teil der Publikation nach, wie das Frauenzentrum entstand und wie es betrieben wurde. Für den zweiten Teil interviewte Corinne Rufli fünf Aktivistinnen des Frauenzentrums, die ihre damaligen Aktivitäten und Erlebnisse reflektieren und einschätzen, was ihre Zeit im Frauenzentrum für ihr Leben bewirkte. Durch die sehr offen geführten Interviews erhält die sorgfältige und faktenbasierte Dokumentation des Frauenzentrums eine sehr individuelle Färbung und Tiefe – und auch das Ende des Frauenzentrums, das ohne Bedauern kommentiert wird, wird verständlich(er). Die Forderung nach einem Frauenzentrum, einem öffentlichen Raum, in dem ausschliesslich Frauen sich treffen für Austausch, Aktivitäten und Veranstaltungen, war Ende der 1970er-Jahre eine gut begründete Forderung der neuen Frauenbewegung. Bedeutete die Schliessung dieser Frauenzentren rund eine Generationsspanne später, dass Frauen sich inzwischen selbstverständlich in der (ganzen) Öffentlichkeit bewegen? Inwiefern veränderte die Frauenbewegung und weitere soziale Bewegungen die schweizerische Gesellschaft. Die Geschichte des Frauenzentrums Baden zeigt exemplarisch, dass wir die gesellschaftliche Öffnung mutigen Pionierinnen zu verdanken haben.

In Baden ergriff die Badener Frauenbefreiungsbewegung FBB Ende der 1970er-Jahre eine erste Initiative für einen Treffpunkt, der vor allem der Beratung von Frauen zu Themen wie strafloser Schwangerschaftsabbruch, Sexualität und Recht diente und die Bildung einer ersten Lesbengruppe organisierte. 1979 stellten die Frauen ein erstes Unterstützungsgesuch an den Stadtrat für die Bereitstellung von Räumlichkeiten für

ein Frauenzentrum. Der Stadtrat lehnte es ab. Darauf gründeten die Aktivistinnen einen Verein und starteten eine Unterschriftensammlung für eine Petition. Das zweite Finanzierungsgesuch für Fr. 9950.– mit den 1300 Unterschriften der Petition und einer Dokumentation der Umfrage bei Beratungsstellen und Arztpraxen der Region erhielt eine einzige positive Antwort der Gemeinde Oberehrendingen, welche einen einmaligen Beitrag von Fr. 100.– zusagte. Die Gemeinden hielten das Bedürfnis in der Region nicht für nachgewiesen und bewerteten das Anliegen als persönliches und privates Anliegen der Gesuchstellerinnen. Auch ohne öffentliche Unterstützung startete das Frauenzentrum aus eigenen Mitteln an der Bäderstrasse 9 in Baden am 31. Oktober 1981 in einem ehemaligen Ladenlokal mit einem grossen ausgebauten Kellerraum für Veranstaltungen. Der Betrieb orientierte sich an basisdemokratischen Leitbildern und es wurde entsprechend viel und zum Teil heftig diskutiert. Das Frauenzentrum initiierte einen weiteren Versuch für finanzielle Unterstützung. Für eine städtische Initiative wurden die notwendigen Unterschriften gesammelt, begleitet von Öffentlichkeitsarbeit für die Sache. An der Volksabstimmung vom 26. Februar 1984 wurde die Initiative mit 75 Prozent der Stimmen abgelehnt. Auch alle weiteren Anträge zur Unterstützung von Veranstaltungen und Kursen wurden von Stadt- und Einwohnerrat abgelehnt. Ab 1988 unterstützte die Stadt das Frauenzentrum mit Fr. 1000.–. Der Kampf um das Frauenzentrum war damit noch nicht geschlagen. Zweimal musste es seinen Standort wechseln und stand 1986 für einige Monate gar «auf der Strasse». Die Kündigung der Räume am dritten Standort an der Bruggerstrasse 78 bedeutete das Ende des Badener Frauenzentrums. Madeleine Marti zeichnet ausführlich den hartnäckigen Kampf um das Frauenzentrum nach und gibt Einblicke in die Organisation und den Betrieb. Sie erinnert schliesslich an die unterschiedlichen Benutzerinnen und ihre Aktivitäten und Veranstaltungen. Das Spektrum der über 200 Veranstaltungen reichte von Vorträgen, Lesungen, Podiumsdiskussionen, Filmvorführungen bis zu ganzen Veranstaltungsreihen. Die Themen reichten von politischen Themen bis zu Themen der Selbsterfahrung und künstlerischen Gestaltung. In den 1990er-Jahren gelangten einige der engagierten Frauen in die institutionelle Politik und wurden in Gemeinderäte, in den Grossen Rat und den Nationalrat gewählt, wo sie ihre Erfahrungen und Themen in die politischen Gremien einbrachten. So hatte zum Beispiel Pia Brizzi, die erste Stadträtin von Baden, eine Kulturdiskussion initiiert, welche Bewegung in den Kulturbegriff brachte und eine (bescheidene) Mitfinanzierung des Frauenzentrums durch die Stadt möglich machte.

ANDREA VOELLMIN, BADEN

Widmer Kohler AG (Hg.): Glocken für die Ewigkeit. 650 Jahre Glockenguss und Kirchturmtechnik aus Aarau. – Aarau: AT Verlag 2017. – 192 S., ill.

Die einzige Firma in der Schweiz, die bis heute Kirchenglocken giesst, die Rüttschi AG in Aarau, nahm die erste Erwähnung eines Glockengiessers in dieser Stadt im Jahr 1367 zum Anlass, eine umfassende Publikation in Auftrag zu geben.

Mehr als die Hälfte der Seiten des Buches ist der Geschichte der Aarauer Glockengiesser gewidmet. Manuel Dür, der Autor dieses Hauptteils, fasst den aktuellen Wissensstand in einer gut lesbaren Sprache in sechs chronologisch geordneten Abschnitten zusammen. In Aarau lassen sich neben einzelnen Giessern auch eigentliche Giesser-Dynastien (zum Beispiel die Räber im 14./15. Jahrhundert, die Bär im 18. Jahrhundert und schliesslich die Rüetschi im 19./20. Jahrhundert) feststellen. Dabei darf nicht verschwiegen werden, dass die vermeintliche 650-jährige Kontinuität eigentlich etwas relativiert werden müsste, zumal während etwa 160 Jahren, von den späten 1440er-Jahren bis 1607, in Aarau keine Glockengiesser nachweisbar sind.

Obwohl in den Aarauer Giessereien nicht nur Kirchenglocken, sondern auch Geschütze und seit dem 19. Jahrhundert auch vermehrt Kunstwerke entstanden, stehen in den weiteren sieben kürzeren Kapiteln, die aus den Federn von Fachleuten stammen, die Glocken im Zentrum. Texte zum kulturhistorischen Wert von Glocken wechseln sich mit solchen zu deren physikalischen Eigenschaften ab. So beschreibt Hans-Peter Schifferle einige Läutebräuche als Schweizer Kulturgut, während Stefan Mittl auf das kontroverse Thema der Glocken als Lärmquellen eingeht.

Die drei von Matthias Walter verfassten Kapitel widmen sich den Glocken als Kunstwerke, indem er als Musikwissenschaftler deren Klang und als Kunsthistoriker deren Zierwerk (Inschriften, Schmuck usw.) analysiert, was anhand von Aarauer Glocken aus allen Jahrhunderten beispielhaft illustriert wird.

Zwei Vertreter des noch jungen Europäischen Kompetenzzentrums für Kirchenglocken (Andreas Rupp und Michael Plitzner) und René Spielmann, der Geschäftsführer der Rüetschi AG, berichten von der steten Weiterentwicklung des Glockengusses. So gehen sie etwa auf die Frage ein, welche physikalischen Gegebenheiten nötig sind, damit eine Glocke ihre hohe Klangqualität möglichst lange bewahren kann.

Zwischen die Kapitel eingestreut finden sich fünf Doppelseiten mit Porträts in Bild und Text von Menschen aus verschiedenen Landesteilen, die einen Bezug zu Glocken haben (namentlich drei Glöcknerinnen beziehungsweise Glöckner).

Natürlich wird auch die Auftraggeberin von verschiedenen Seiten beleuchtet: einerseits im erwähnten historischen Abriss und andererseits in einer Bildreportage, die die Glockenproduktion Schritt für Schritt erklärt. Abschliessend kommen die Gegenwart und die Zukunftspläne der Rüetschi AG in einem Interview mit dem Geschäftsführer und dem Leiter der Giesserei zur Sprache. Ein umfassendes Glossar mit instruktiven Grafiken sowie ein nach Kapiteln gegliedertes Literaturverzeichnis runden das Buch ab.

Dank der thematischen Fülle, die diese Publikation – die weit mehr als eine Firmengeschichte ist – bietet, ist sie nicht nur für die Aarauer Wirtschaftsgeschichte interessant, sondern für eine Leserschaft in der ganzen Schweiz, wo viele der hier gegossenen Glocken erklingen.

RAOUL RICHNER, BUCHS

Zurfluh, Kurt: Die Häftlimacher, 175 Jahre auf Draht. – Reinach: FIR Group 2017. – 209 S., ill.

Ein Häftli, bestehend aus einem Haken und einer Öse, ist ein relativ simples, aus Draht geformtes Produkt, das jedoch vor der Einführung des Reissverschlusses einen wichtigen Kleiderverschlusstyp darstellte. Wie aus einer 1842 gegründeten bescheidenen Häftlimacherwerkstatt in Reinach ein international tätiges Unternehmen heranwachsen konnte, zeichnet dieses Buch nach.

Die Firma Fischer Reinach AG nahm das Firmenjubiläum zum Anlass, ihre Geschichte aufarbeiten und publizieren zu lassen. Kurt Zurfluh gliedert die Firmengeschichte in sechs Kapitel, die den sechs Generationen oder «Ären» der Patrons folgt. Am Anfang steht der Menziker Pionier Johannes Wirz, der dank der von ihm erfundenen Häftlimaschine die Haftenproduktion automatisieren und somit massiv beschleunigen konnte. Sein Enkel, der Aarauer Carl Fischer, und dessen Nachkommen entwickelten das Unternehmen fort. Die Geschichte war kein linearer Aufstieg, sondern von heftigen Rückschlägen geprägt, die oft immer dann auftraten, wenn ein Generationenwechsel anstand, sodass sich der neue Patron nicht auf dem Erreichten der Vorgänger ausruhen konnte, sondern gleich zum Krisenmanager wurde.

Die Produkte, die Fischer heute herstellt, sind ganz andere als diejenigen, die Wirz produzierte – im Material hingegen sind sie sich jedoch treu geblieben. Der Laie staunt, wo gebogene Kleinmetalle überall Anwendung fanden und immer noch finden: So stecken heute beispielsweise in BH-Verschlüssen, Klimaanlage, Servolenksystemen oder E-Bike-Motoren kleine Metallteile, die in Reinach selbst oder bei einem Tochterunternehmen geformt werden. Die Produktionspalette zeugt von der Anpassungsfähigkeit der FIR Group, die durch den Erwerb von Tochterfirmen im nahen Ausland auch einen Fuss in der EU hat.

Die Gegenwart wird durch ein Interview mit Peter Fischer, dem aktuellen Unternehmenschef, sowie Porträts der Produktionsstandorte in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich beleuchtet. Eine Chronologie der Firmen-Meilensteine, ein Fischer-Stammbaum und Listen der Verwaltungsratsmitglieder bilden den Anhang.

Der Autor zeichnet nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung des Unternehmens nach, sondern bettet sie geschickt in den regionalgeschichtlichen Zusammenhang ein. Während bei anderen Firmengeschichten Zahlen und Statistiken im Vordergrund stehen, liegt hier der Schwerpunkt bei der Charakterisierung der Patrons und ihres Umfelds, sodass das Buch zum Teil eher an eine Familiensaga als an eine Firmengeschichte erinnert.

Als Manko muss leider das vollständige Fehlen von Quellenangaben genannt werden. Sowohl auf Einzelnachweise wie auf ein summarisches Quellenverzeichnis oder eine Bibliographie wird komplett verzichtet, was den Wert des Werkes bedauerlicherweise für die Aargauer Industriegeschichte mindert.

RAOUL RICHNER, BUCHS